

Germanys next Top-Kantor(in)

Hauptberufliche Kirchenmusiker und Kirchenmusikerinnen im kirchlichen und gesellschaftlichen Spannungsfeld des 21. Jahrhunderts

von KMD Gunther Martin Götsche

Ich möchte Ihnen von einem jungen Organisten erzählen – nennen wir ihn einmal Kevin. (Er heißt anders, aber es gibt ihn wirklich, und alles Folgende ist wahr.) Kevin ist Abiturient und 19 Jahre alt. Er ist sehr musikalisch und kirchlich interessiert, er spielt sehr schön Orgel, leitet einen Kirchenchor und verbringt so gut wie seine ganze Freizeit mit Musik. Nun geht es um seine Studien- und Berufswahl. Seit Monaten versuche ich, ihn davon zu überzeugen, dass für ihn der Kantorenberuf das Richtige ist.

Heute morgen erfuhr ich, dass er sich an der Universität eingeschrieben hat: Kevin wird jetzt „Kultur-Anthropologie“ studieren. Nun sollte ich wohl nicht immer weiter versuchen, ihm in seine Berufswahl hineinzureden. Aber etwas erstaunt bin ich schon über seine Entscheidung, ganz abgesehen davon, dass ich erst einmal im Internet nachschauen musste, was „Kultur-anthropologie“ bedeutet. Ich weiß noch nicht, ob ich jemals die Sprechstunde eines Kultur-Anthropologen aufsuchen werde, aber es ist doch interessant, was man alles an deutschen Universitäten studieren kann.

Schade – Kevin wäre bestimmt nicht nur ein guter Kirchenmusik-Student, sondern später auch ein prima Kol-

lege geworden. Ist denn der Beruf des Kirchenmusikers heute weniger attraktiv als früher? Soll man jungen Leuten heutzutage noch raten, Kirchenmusik zu studieren? Sind wir Kantoren ein Auslauf-Modell?

Ich kenne einige Kollegen, die jetzt schon gewohnheitsmäßig ihre Stirn in Sorgenfalten legen. Kaum ist die Frage formuliert, beginnen sie auch schon ein langes Lamento über schwindende Etats, zurückgehende Anzahl von Stellen, autoritäre Pfarrherren, unbequeme Kirchenvorstände, unmusikalische Kleinkinder und die alles platt machende Konkurrenz von Big-Bands und Gospelchören. Das Lamento gipfelt dann in dem wohlgemeinten Rat an Vertreter der nachfolgenden Generation, lieber einen vernünftigen Beruf zu erlernen.

Ich gehöre nicht zu diesen Pessimisten, sondern ich rate meinen C-Absolventen, sofern sie die entsprechende Begabung zeigen, immer noch fröhlich zum Kirchenmusikstudium. Es bestreitet ja niemand, dass es weniger Kantorenstellen als noch vor fünfzehn Jahren gibt, dass Kirche und Gesellschaft sich in einer Umbruch-Phase

finden, dass die Zeit des kirchlichen Wirtschaftswunders vorbei ist und dass wir vor Aufgaben stehen, von der sich die Generation vor uns noch nichts träumen ließ. Aber ist das ein Grund, sogleich den Kopf in den Sand zu stecken? Trauen wir dem Evangelium, dem Profil unserer Evangelischen Kirche und dem in vielen Jahrhunderten gewachsenen kulturellen Schatz unserer Chor- und Orgelmusik so wenig zu, dass wir beim ersten Gegenwind sofort die Segel streichen?

Ein Blick in die Kirchengeschichte zeigt mir, dass es immer wieder Zeiten gab, in der die Kirche in unruhiges Fahrwasser geriet. Verglichen mit den Bedrängnissen, unter denen unsere evangelischen Vorfahren etwa im dreißigjährigen Krieg zu leiden hatten, nehmen sich unsere Sorgen und Nöte allerdings vergleichsweise lächerlich aus. Und schauen wir auf die vierzig Jahre evangelische Kirche unter dem DDR-Regime, in denen eine große Anzahl von Kantorinnen und Kantoren unter schwierigsten Bedingungen mindestens



genau so gute Arbeit wie wir im Westen geleistet hat, dann sollte uns so etwas wie Scham überkommen. Unsere Ost-Kollegen waren in den sechziger und siebziger Jahren froh, wenn sie es schafften, das Papier für den Druck ihrer Programme zu organisieren – und wir jammern darüber, dass wir jetzt in einer Großstadt wie Hamburg nicht mehr fünfzehn verschiedene Aufführungen des Weihnachtsoratoriums, sondern vielleicht nur noch fünf zur Auswahl haben! Wir klagen, wie es so schön heißt, auf allerhöchstem Niveau.

Vielleicht sollten wir einmal innehalten und eine Bestandsaufnahme machen. Wo stehen wir mit unserer evangelischen Kirchenmusik in Deutschland, welche Aufgaben kommen in den nächsten Jahren auf uns zu? Was wird bleiben, wovon müssen wir uns trennen? Welche Fähigkeiten müssen unsere hauptberuflichen Kollegen und Kolleginnen von morgen haben, um unseren Kantorenstand, das kirchenmusikalische Repertoire und das Profil unserer Kirche sichern zu helfen?

Bestandsaufnahme, Teil I: Die EKD – Statistik

Allen Unkenrufen zum Trotz – unsere evangelische Kirchenmusik in Deutschland steht im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, zumindest zahlenmäßig, in einer noch nie dagewesenen Blüte. Die EKD-Statistik des Jahres 2004 weist 62.632 kirchenmusikalische Veranstaltungen auf; zwei Jahre später (2006) sind es sogar 68.254.¹ Die kirchenmusikalische Veranstaltung ist damit (nach dem Gottesdienst) mit großem Abstand das meistvertretere Veranstaltungs-Format unserer Gemeinden!

Für 2002 ist eine Gesamtzahl von 17.394 Kirchenchören (einschließlich Kinderchören und Singkreisen) erfasst; im Jahre 2005 sind es 18.133. Auch hier wieder steht die Kirchenmusik an oberster Stelle der Statistik! Nimmt man nun auch noch die Posaunenchorer oder andere Instrumentalkreise hinzu, ergibt sich eine Gesamtzahl von rund 523.000 Menschen, die regelmäßig in der Kirche musizieren – das ist „ein Drittel aller Teilnehmenden an regelmäßigen Gruppen in der Gemeinde“, wie die jüngst erschienene EKD-Schrift „Kirche klingt“² erstaunt konstatiert.

¹ Quelle: Evangelische Kirche in Deutschland – Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben 2008 auf www.ekd.de

² „Kirche klingt“. Ein Beitrag der Ständigen Konferenz für Kirchenmusik in der evangelischen Kirche von Deutschland zur Bedeutung der Kirchenmusik in Kirche und Gesellschaft, herausgegeben vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2008



Bestandsaufnahme, Teil II: Was sich hinter den Zahlen verbirgt

Nun müssen wir allerdings ehrlicherweise zugeben: Die Zahlen sind die eine Sache – und was sich dahinter verbirgt, ist eine andere. Die große Zahl von Orgelkonzerten in deutschen Kirchen täuscht nicht darüber hinweg, dass viele dieser Veranstaltungen nur von wenigen Insidern besucht werden und dass eine Gesamtzahl von 20 Besuchern bei einem Orgelkonzert mancherorts schon als Erfolg gesehen wird. Ebenso sagt die große Anzahl aktiver Chorsängerinnen und -sänger noch nichts über deren Alter aus, und uns allen ist das aktuelle Problem der Überalterung in unseren Chören bekannt.

Ein ganz anderes Problem ist das Feld „Genre“: die Gesamtzahl kirchenmusikalischer Veranstaltungen gibt keine Auskunft darüber, welcher Art diese Veranstaltungen waren und welchem Anspruch sie genügt haben. Das Weihnachtsoratorium ist ebenso mitgezählt worden wie das Gospel-Meeting und das Orgelkonzert ebenso wie der adventliche Gitarrenabend der Musikschule.

Und wir wissen auch, welchen Trend die Zahlen bisher noch nicht so deutlich zeigen: unsere Kirchenmusik ist, wie die gesamte Kirche, in Finanznot geraten. Mit immer neuen Zuweisungs-Systemen versuchen die Landeskirchen, das insgesamt zurückgehende Volumen des Kirchensteueraufkommens so gerecht wie möglich auf die Gemeinden zu verteilen. Die Zuschüsse vieler Gemeinden für kirchenmusikalische Veranstaltungen werden gestrichen, und die Kirchenmusik muss sich in Einnahmen und Ausgaben selbst tragen.

Nun haben sich allerdings als Reaktion darauf in den meisten kirchenmusikalischen Zentren Freundes- oder Förderkreise gebildet, die dieses Defizit wieder auffangen. Auch die Eintrittspreise für kirchenmusikalische Veranstaltungen sind kräftig nach oben geklettert. So

scheint es mir alles in allem, als habe die Veranstaltungsdichte der klassischen Chor- und Orgelkonzerte nicht wesentlich abgenommen. Verlässliches Zahlenmaterial im Sinne einer Statistik gibt es hier leider nicht, denn die oben genannte EKD-Statistik unterscheidet ja nicht zwischen den verschiedenen Konzert-Arten.

Bestandsaufnahme, Teil III: Die Stellen-Statistik

Aufschlussreicher sind die Zahlen zur Situation der hauptberuflichen Kirchenmusiker. Im Jahr 2008 zählt die Stellen-Statistik 1838 hauptamtliche A- und B-Stellen im Bereich der EKD. Im Jahre 1993, also vor 16 Jahren, waren es noch 2339. Auch diese Statistik hat leichte „Unschärfen“, denn sie sagt nichts aus über die prozentuale Arbeitszeit der Stellen, die, im Ganzen gesehen, zurückgeht. Wer die Stellenannoncen in der Fachpresse aufmerksam verfolgt, stellt fest, dass der 100prozentige Beschäftigungsumfang nicht mehr die Regel, sondern zunehmend die Ausnahme ist.

Die Stellenstatistik berücksichtigt andererseits nicht die Qualität bestimmter Stellen: 1993, vier Jahre nach der Wende, wurden im Bereich der ehemaligen DDR noch viele „Kantor-Katecheten-Stellen“ als hauptberufliche Stellen mitgezählt, deren Anzahl nach der Wende kontinuierlich zurückging, da es sich beim „Kantor-Katecheten“ um ein auslaufendes Berufsmodell im Grenzbereich zwischen Gemeindediakonie und Kirchenmusik handelte.

Insgesamt kann also heute, im Jahre 2009, von einem „dramatischen“ Rückgang noch nicht die Rede sein. Unsere Wahrnehmung der Stellenreduktion ist getrübt durch schlechte Meldungen aus Kirchen mit deutlicherem Rückgang der Mitgliederzahlen (es gibt hier ein gewisses Nord-Süd-Gefälle) und durch einzelne, Aufsehenerregende Fälle. Wir Deutsche neigen dazu, das Negative im Vordergrund zu sehen; dass es aber auch Kirchen gibt, in denen seit 15 Jahren der Stellenbestand rechnerisch nahezu unverändert ist (wie etwa die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck), sollte ebenso gesehen und benannt werden!



Die Absolventenzahlen an den Hochschulen und Hochschulabteilungen für Kirchenmusik spiegeln die vermeintlichen Berufschancen wider: im Jahr 2009 sind an den insgesamt 26 Hochschulabteilungen bzw. Hochschulen für Kirchenmusik 372 Studierende im Studiengang Evangelische Kirchenmusik (A oder B) eingeschrieben. Im Jahre 1998 waren es noch 458.

Bestandsaufnahme, Teil IV: Was ändert sich?

Nun möchte ich zwölf gesellschaftliche und kirchliche Phänomene beschreiben, die sich meiner Meinung nach auf unsere kirchenmusikalische Tätigkeit jetzt schon auswirken und vermutlich bald noch in größerem Maße als bisher auswirken werden:

1. KIRCHE - NICHT MEHR „MAINSTREAM“?

Wenn wir nicht völlig betriebsblind sind, müssen wir zugeben, dass unsere Kirchen zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der gesellschaftlichen Wahrnehmung nicht mehr so im Vordergrund stehen wie früher. Wenn auch alljährlich zu Ostern und Weihnachten in Zeitschriften wie SPIEGEL und STERN fromme Titelbilder und pseudowissenschaftliche Abhandlungen an das Kirchenjahr erinnern, so sind wir doch, z.B. in den Medien, ziemlich an den Rand gedrängt worden und haben – aus der Sicht manch anderer Gruppe in der Bevölkerung – durchaus den Charakter von Sonderlingen. Da viele von uns sich im familiären und beruflichen Umfeld oft ausschließlich im kirchlichen oder kirchenfreundlichen Milieu bewegen, laufen wir Gefahr, diese gesamtgesellschaftliche Entwicklung zu verschlafen! Begeben wir uns doch einmal in ein völlig anderes Milieu (z.B. in die Vorstandssitzung des örtlichen Fußball- oder Karnevalvereins oder auf eine Party junger, aufstrebender Geschäftsleute), so werden wir schnell merken, dass man uns und unsere Kirchlichkeit misstrauisch oder jedenfalls mitleidig beäugt. („Bringst du deinen Kirchentyp mit?“ wurde meine Frau, die damals noch Apothekerin war, anlässlich der Einladung zu einer Party unter Kollegen gefragt. Mit dem „Kirchentyp“ war ich gemeint!) Vermehrt werden wir Öffentlichkeitsarbeit, Werbemaßnahmen und Lobby-Arbeit betreiben müssen – jedenfalls, so-

fern wir überzeugt sind, dass das „Produkt“ unserer Firma „Kirche“ zeitgemäß, qualitativ und notwendig ist. Wir werden aber auch darauf achten müssen, dass unsere Persönlichkeit, unser Auftreten bis hin zu unserem äußeren Habitus, das Vorurteil von den „grauen Kirchenmäusen“ nicht noch weiter fördert und dass wir offen und neugierig der Wirklichkeit begegnen.

2. SPAR- UND RECHTFERTIGUNGSZWÄNGE

Unser Lebensstandard – jahrzehntelang von Wachstum geprägt – hat einen gewissen „Zenit“ überschritten. Erstmals haben wir – seit der Wirtschaftskrise des Jahres 2009 in noch stärkerem Maße – Angst um unsere Stellen, unseren Wohlstand, unsere Zukunft. Finanzielle Vorsicht und Zurückhaltung prägt unser gesamtes kirchliches und kirchenmusikalisches Tun. Wir lernen jetzt, uns mit „Fundraising“ oder „Sponsoring“ zu beschäftigen. Vielleicht werden wir aber auch etwas ganz Neues und Ungeohntes wieder lernen müssen, nämlich uns mit Vorhandenem zu begnügen.

Darüber hinaus machen wir die schmerzliche Erfahrung, dass sich jede Art kirchlicher und kirchenmusikalischer Aktivität plötzlich auf dem Prüfstand gestellt sieht. Muss es noch auf jedem Dorf allsonntäglich Gottesdienste geben? Muss wirklich in jedem Gottesdienst ein Organist anwesend sein? Muss es einen Posaunenchor geben, wenn im gleichen Ort auch die Stadtkapelle verlockende Angebote macht? Wir werden uns angewöhnen müssen, mehr über unser Tun zu sprechen, Werbung für unsere Sache zu machen, wir dürfen uns nicht mehr hinter unserm Orgelpult verstecken, sondern wir müssen aktiv für unsere Sache eintreten.

3. NEUE MEDIEN –

ENTLASTUNG ODER ZUSATZAUFGABE?

Wir verfügen heute, im so genannten „Informations-“ oder „Medienzeitalter“ über unglaubliche technische Möglichkeiten. Wir können telefonieren, faxen, mailen, simsen, twittern, skype; wir können ein gerade erst komponiertes Liedchen mit wenigen Mausklicks in ein wie gedruckt aussehendes Notenblatt formen und es in Sekunden um die ganze Welt schicken. Wir müssen aber andererseits leider auch in halbtägigem Rhythmus unsere Mails und SMS checken, unsere Faxe lesen, unsere diversen Mailboxen abhören und unsere Nachrichten auf verschiedenen Internet-Foren abholen, wir müssen jeden Tag den Sortier-Marathon mit wichtigen und unwichtigen In-

formationen von neuem überstehen, wir sind – auch in der Kirche! – in ein wahnwitziges Informations-Arbeitstempo eingebunden. Wir werden ein vernünftiges Maß finden müssen, mit den (immer noch neuen) Medien in verantwortlicher Weise umzugehen.

4. „MIT SORGEN UND MIT GREMIEN...“

Nach meiner Beobachtung in 35 Jahren kirchenmusikalischer Tätigkeit hat sich heutzutage die Gremien-Sucht in ungeheurem Maße verstärkt. Überlegen Sie bitte, mit wie vielen verschiedenen Gremien Sie es derzeit zu tun haben, und ob das nicht tatsächlich mehr als noch vor fünfzehn Jahren sind. Ein Ende der Meetings-Inflation ist nicht abzusehen – im Gegenteil, eine weitere Steigerung der vermeintlichen „Demokratisierung“ in der Kirche lässt sich nicht mehr aufhalten und wird uns weiterhin abbremmen. Mutige Einzel-Entscheidungen, knackige Ideen und provokante Neuerungen sind heute kaum noch möglich – alles, was neu, interessant, problemlösend, verblüffend sein könnte, wird durch vorsichtige Gremien bis zur Unkenntlichkeit nivelliert und verwässert. Wir werden alle dazu beitragen müssen, dass – ohne vernünftige, in Maßen gehaltene Teamarbeit zu gefährden – sich die Gremiensucht nicht noch mehr als bisher ausbreitet.

5. UNSERE DIENSTGEMEINSCHAFT:

(ÜBER-)LEBENSWICHTIG FÜR DIE KIRCHE

Gleichzeitig mit den unter 1. beschriebenen Umwälzungen erleben wir, dass bei der nachwachsenden Generation von Theologen/innen die Kirchlichkeit und der Bezug zu Gottesdienst und Gemeinde nicht mehr in gleichem Maße wie früher vorhanden ist. Deutliche Defizite, etwa im Verständnis und Vollzug des Gottesdienstes, haben wir bei jungen Pfarrern und Pfarrerinnen alle schon erlebt, und es ist – z. B. bei der Liedauswahl – zu beobachten, dass das Bewusstsein für Traditionsgut aus den letzten Jahrhunderten bei unseren zukünftigen Partnern in der Kirche nicht mehr sehr ausgeprägt ist. (In gleicher Weise werfen uns die Theologen mit einer gewissen Berechtigung vor, dass wir altmodische Musik bevorzugen, nur für eine kleine Elite-Klientel der Gemeinde da sind und uns am Gemeindeaufbau zu wenig beteiligen.). Wir werden uns damit abfinden müssen, dass bei den Pfarrern einer City-Kirche möglicherweise das traditionelle Multikulti-Eintopf-Essen am Samstagmittag mehr gilt als unsere abendliche Regger-Choralfantasie bei der Orgelvesper. Nur in guter, partnerschaftlicher Verantwortung und in vorsichti-

gem, aber offenem Umgang miteinander wird es gelingen, die lebenswichtige Dienstgemeinschaft von Pfarrern und Kirchenmusikern zu pflegen und zu befördern.

6. SATT, ABER UNZUFRIEDEN

Wie alle Bereiche unseres Lebens ist auch unser Spezialgebiet „Kirchenmusik“ in seiner Angebotsvielfalt zu einem riesengroßen, unübersichtlichen Schlaraffenland geworden. In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg genügte es für einen evangelischen Kantor, das Gesamtwerk von Buxtehude, Bach, Reger und Distler zu besitzen und darüber hinaus vielleicht noch einen Bärenreiter-Katalog zur Hand zu haben. Heute verzweigt sich das Angebot in Zehntausende von verschiedenen Notenausgaben – ein bekanntes Versandhaus für Orgelnoten bietet alleine unter dem Stichwort „Toccata“ nicht weniger als 1200 verschiedene Titel an! Durch die Möglichkeit der schnellen Internet-Publikation wird sich das Angebot in absehbarer Zeit noch weiter vervielfachen, auf deutsch gesagt: wir ersticken in Noten. Schaffen wir es, hier die Übersicht zu behalten, die Spreu vom Weizen zu trennen?

7. DER KÜNSTLERISCHE ANSPRUCH

Die Anforderungen an professionelle Musiker haben sich deutlich erhöht. Das, was heute an den Musikhochschulen bei der Aufnahmeprüfung erklingt, stellte noch vor vierzig Jahren das Ergebnis des Abschlussexamens dar. Durch eine große Dichte musikalischer Ausbildungsstrukturen und Wettbewerbe wie „Jugend musiziert“ schaffen wir die Grundlage für ein flächendeckend hohes musikalisches Niveau. Da heute jedes halbwegs bekannte Musikwerk als fehlerfreier, zurechtgeschnittener Tonträger existiert, ist bei Profis der Zwang zu perfekter Wiedergabe auch unter Live-Bedingungen gegeben. Der Übe-Druck ist enorm, zumal uns an den Hochschulen ja auch erhebliche Konkurrenz aus dem Ausland erwachsen ist. Werden wir es schaffen, gute und professionelle Musiker zu sein und uns trotzdem das zu erhalten, was wir auch unseren Sängern und Instrumentalisten vermitteln wollen, nämlich unbefangene Musizierfreude?



8. GERMANIA NON CANTAT

Gleichzeitig mit dem Leistungs-Boom bei den Instrumentalfächern beobachten wir, jedenfalls in den Industrieländern, einen Rückgang des Singens, vor allem bei der männlichen Bevölkerung. Der durchschnittliche Bundesbürger findet Singen eher peinlich (zumal in der Kirche). Singen wird immer mehr zur „Spezial“-Angelegenheit für Menschen, die in Chöre gehen oder Gesangsunterricht nehmen. Unsere Nation ist weitestgehend dabei, zu verstummen. Mit zahlreichen überregionalen Projekten für Kinder versuchen derzeit alle möglichen Chor- und Gesangsverbände, ob kirchlich oder weltlich, diesem Trend entgegenzuwirken. Das Ergebnis bleibt abzuwarten; klar ist es jedenfalls, dass wir Kantoren zu den absoluten „Schlüsselfiguren“ beim Erhalt des Singens in unserer Gesellschaft zählen.

9. POPULARMUSIK – VIEL LICHT, VIEL SCHATTEN

Die Populärmusik hat auf der einen Seite viel Interessantes, Belebendes und Erfrischendes in unsere musikalische Welt gebracht - sie hat uns den Blues, den Big-Band-Sound, manch interessanten Akkord und die Wiederkehr der Improvisation beschert. Sie hat aber auch, weil sie ihrem Wesen nach kommerziell orientiert ist, zu einer gewissen Verflachung vieler musikalischer Parameter beigetragen. Als Beispiel hierfür nenne ich den „Rap“, einen bestimmten Stil der neueren Popmusik, der die Parameter Ton-

höhe, Harmonik, Klangfarbe und Dynamik fast vollkommen vernachlässigt und nur noch einen einzigen Parameter kennt, nämlich den Rhythmus.

Die allgegenwärtige Präsenz der Populärmusik in den Medien führt zu ihrer deutlichen Vorherrschaft, ohne dass sie (jedenfalls im 21. Jahrhundert) noch in der Lage zu sein scheint, Bleibendes und

über den Tag hinaus Gültiges zu produzieren.

Für uns Kirchenmusiker stellt sich – spätestens seit der Einführung des EG – die Populärmusik als immer wichtiger werdende Aufgabe, gleichzeitig aber auch das schwierige Problem des Umganges mit Musik, die oft genug von minderer Qualität ist. Unsere Gemeinden, unsere Chöre, unsere Gruppen wer-

den uns dazu zwingen, in verantwortlicher Weise und in sorgsamer Auswahl mit jeglicher Art von Musik umzugehen.

10. WERTE-WANDEL UND INDIVIDUALISIERUNG

In unserer Gesellschaft findet ein deutlicher Wertewandel statt. In den sechzig Jahren Bundesrepublik sind wir von der Aufbau-Generation zur „Wegwerf“-Gesellschaft geworden, heißen unsere Ideale nicht mehr „Strebsamkeit“ oder „Zuverlässigkeit“, sondern „Selbstverwirklichung“ und „Corporate Identity“, ist Kirche nicht mehr übergeordnete ethische und religiöse Instanz, sondern rangiert jetzt eher unter den individuell gestaltbaren Entwürfen der Freizeitgestaltung. Wir müssen womöglich lernen, von unserem hohen Ross zu steigen und uns darauf einstellen, dass wir – ebenso wie die Sportvereine – einer von vielen Anbietern sind. Das muss uns ja nicht unsere Frömmigkeit nehmen! Das Profil unserer Evangelischen Kirche ist uns selbst zwar überdeutlich, aber das muss nicht heißen, dass es der Masse der Bevölkerung ebenso geht. Unsere Aufgabe wird es sein, unseren Glauben und unsere Kirchlichkeit so zu leben und zu verkörpern, dass sich auch andere Menschen davon angesprochen fühlen und vielleicht durch unsere Tätigkeit Berührungspunkte mit der Kirche verlieren.

Ein auffälliger Trend unserer Zeit ist daneben die „Individualisierung“. Was ich bin, wie ich mich sehe oder von der Umwelt gesehen werden möchte, definiert sich nicht mehr ausschließlich durch meine Herkunft, meine angeborenen oder erlernten Fähigkeiten und meinen Beruf, sondern auch durch ein bestimmtes „Milieu“, dem ich mich anschließe, in dem ich mich wohl fühle und zu dessen Zugehörigkeit ich mich in äußerem Habitus, oft sogar in meiner Sprache bekenne. Bin ich ein religiöser Mensch, so ist es wichtig, dass ich mich in der für mich passenden kirchlichen Welt wiederfinde. Genauso ist der Trend zur Individualisierung in der Musik sichtbar: wessen gedankliche und religiöse Heimat der „Gospelchor“ ist, der lässt sich von einer Mozart-Messe nicht ansprechen, und wer im Blockflöten-Ensemble seine Erfüllung findet, dem ist die Jugend-Band ein Gräuel.

Im gleichen Maße, wie sich die Zahl der „Milieus“ in unserer Gesellschaft vervielfacht, werden von uns Kirchenmusikern möglicherweise auch mehr Angebote als früher erwartet! Wo früher eine einzige „Kantorei“ und vielleicht noch eine „Kurrende“ ge-

nügte, muss es heute schon einen Oratorienchor, einen Kirchenchor, einen Kammerchor, einen Gospelchor, drei Kinderchöre inclusive des „Mutter-Kind-Singkreises“, eine Gruppe für evangelikale „Lobpreis-Lieder“ und einen Seniorenchor geben, und vermutlich wird sich dieser Trend noch fortsetzen.

11. SENIOREN, SINGLES UND KINDER

Untersuchungen zeigen, dass musikalische Kinder häufig aus der „Mehrkinder-Familie“ stammen und dass das klassische Umfeld für ein Aufwachsen mit viel Musik die Großfamilie ist. Nun wissen wir alle, dass die „Familie“ sich im Umbruch befindet. Die Zahl der Ehescheidungen steigt ebenso kontinuierlich wie diejenige der Single-Haushalte. Die Zahl der Kinder pro Ehepaar nimmt ab, gleichzeitig nimmt aber die Zahl der älteren, gesunden, aktiven Menschen zu. Sind wir darauf vorbereitet, mit einer kirchlichen Klientel zu arbeiten, die mehrheitlich aus Senioren und Singles besteht?



Sind wir, auf der anderen Seite, auch willens, mit kleinen Kindern umzugehen, die kein heiles Elternhaus haben, sondern vielleicht von den Wirrungen des Aufwachsens in einer so genannten „Patchwork-Familie“ oder der Erziehung durch einen überforderten alleinerziehenden Elternteil geprägt sind? Können wir uns auf die künftig größere Zahl von Kindern mit Migrationshintergrund einstellen?

12. MULTIKULTI

Auch wenn das manche Politiker anders sehen, leben wir Deutsche in einem Einwanderungsland. Die Begegnung verschiedener Kulturen zwingt uns zur Offenheit allem Neuen, und Ungewohnten gegenüber. In der Musik haben wir ja schon längst gelernt, mit Kollegen anderer Nationalitäten zusammenzu-

kommen. Aber auch in der Kirche werden wir lernen müssen, multikulturell zu denken. Mehr und mehr werden wir die Notwendigkeit begreifen müssen, auch mit verwandten Religionen, z.B. dem Islam und dem Judentum, umzugehen, selbst wenn uns natürlich im kirchenmusikalischen Bereich die Schnittmengen bisher nur verschwindend klein erscheinen. Der gute Besuch interreligiöser Veranstaltungen von Kirchengemeinden oder Kirchenkreisen zeigt jetzt schon den dringenden Bedarf nach diesen Themen. Wir von der Kirchenmusik dürfen uns hier nicht ausklinken.

Konsequenzen

Lieber Leser, falls Sie bis hierhin durchgehalten haben, sind Sie nun vielleicht etwas verzagt. So viele Änderungen, soviel Bewegung, so vieles, was unser kirchliches und musikalisches Tun verändern, erweitern oder auch erschweren wird! Sollen wir wirklich weiterhin als Besatzungsmitglied auf dem „Schiff, das sich Gemeinde nennt“ bleiben, oder machen wir lieber heimlich die Leinen los und schwimmen nächtlings mit dem Rettungsboot davon, um – zum Beispiel - Kulturanthropologe oder Hörgeräte-Akustiker zu werden?

Ich möchte Sie ermuntern, an Bord des Schiffes zu bleiben. Denn erstens ist es ja nicht so, dass wir in unserer Gesellschaft die einzigen wären, die auf umwälzende gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren haben. Die Vertreter anderer Berufsgruppen – nehmen wir zum Beispiel die Lehrer – haben ja in gleicher Weise damit zu tun. Zweitens: Ist es nicht durchaus interessant und reizvoll, eine sich so schnell ändernde Zeit mitgestalten zu können, und ist dies nicht in den pädagogischen Berufen – zu denen ich Kirchenmusik zähle – noch wesentlich besser möglich als in anderen Berufen? Ist es nicht wichtig, dass sich eine gewisse geistige Elite – denn dazu dürfen wir uns ganz ohne Arroganz zählen – bestimmter Werte besinnt und diese Werte auch unter den veränderten Bedingungen des Industriezeitalters (oder neuerdings: Informationszeitalters) zu bewahren versucht?

Drittens: Ich verspüre, ehrlich gesagt, auch eine gewisse Verpflichtung, mit dem musikalischen Erbe der vielen Generationen vor mir verantwortlich umzugehen. Wir haben, kirchenmusikgeschichtlich gesehen, fünf prall gefüllte Jahrhunderte hinter uns. Das gewaltige Erbe, das uns die Kirchenmusikerkollegen vergangener Zeiten hinterließen, ob sie nun Martin Luther, Johann Sebastian Bach, Joseph Rheinberger oder Hugo Distler hießen,

bedarf der immerwährenden Pflege durch professionelle Musiker, und zwar an den Orten, für die diese Komponisten geschrieben haben, nämlich den Kirchen. Wollen wir wirklich den gesamten Schatz kirchlicher Musik in die Musikschulen, Klassenzimmer und Konzertsäle verbannen? Glauben wir, dass Kirchenmusik, ihrer Heimat und damit Identität entrissen, wirklich überleben kann?

Kirchenmusik in Krisenzeiten

Es hat sich in der Musikgeschichte (wie auch in der Geschichte anderer Künste) immer wieder gezeigt, dass kreativen Künstlern gerade in Zeiten der Rezession, der Dürre, der Krise oder gar der Gefahr besondere Motivation erwächst. Auch wenn ich (wie anfangs beschrieben) die vergleichsweise kleinen Widrigkeiten unserer Zeit gewiss nicht mit den Schrecknissen vergangener Jahrhunderte vergleichen kann und will, so gibt es doch Beispiele, die uns zeigen, dass auch unter ungünstigen äußeren Voraussetzungen Kunst und Musik lebendig und innovativ bleiben können:

- Heinrich Schütz hat in den Notjahren des Dreißigjährigen Krieges, als die Dresdner Hofkapelle personell und finanziell ausgezehrt war, in Gestalt seiner „Kleinen Geistlichen Konzerte“ unvergängliche Kleintodien für eine „Minimalbesetzung“ geschrieben.
- Olivier Messiaen schuf in der Kriegsgefangenschaft für ein zufällig zusammengekommenes Instrumentarium (Klarinette, Violine, Violoncello und Klavier) ein herrliches und visionäres Kammermusikwerk, nämlich das „Quartett auf das Ende der Zeit“.
- In unserer Zeit schreiben Kirchenmusiker aus den Ländern Osteuropas, die kein teures Orchester finanzieren können, Werke für die „Sparbesetzung“ Chor und Orgel, die es mit jedem großen Oratorium aufnehmen können, wie die jüngst veröffentlichte „Siebenbürgische Passion“ des rumänischen Komponisten Hans Peter Türk.
- In Jerusalem hat – auf einer halben hauptamtlichen Stelle! – die weltbekannte Konzertorganistin Elisabeth Roloff nichts anderes getan, als drei Jahrzehnte lang so gut Orgel zu spielen, dass auch heute noch, nach ihrem Tode, sogar Gemüsehändler in der Altstadt Jerusalems ihren Namen kennen und mit dem Begriff „Johann Sebastian Bach“ die Konzerte in der dortigen Erlöserkirche assoziieren.

Und so gibt es viele Beispiele mehr, die uns zeigen: Auch wenn die Zeiten schwieriger werden, so haben wir doch mit unserer Orgel- und Chormusik ein so riesiges Kapital,

dass wir – mit etwas Phantasie und Idealismus – noch lange davon zehren können.

Und ist es nicht so, dass ein „Gesundschumpfen“ manchmal auch Gutes bewirkt? Ist es nicht segensreich, dass wir uns von manchen Auswüchsen unserer Kirchenmusikszene endlich trennen werden, wie dem fünfstelligen Honorarbetrag für einen bestimmten Star-Tenor bei der Matthäuspasion in der verwöhnten Großstadt? Muss der Orgelneubau für eine Kleinstadtkirche mit C-Stelle von einer überteuerten Schweizer Spitzenfirma durchgeführt werden, wenn ein heimischer Orgelbauer zum halben Preis gute, zuverlässige Arbeit leistet? Haben wir nicht – vor lauter „Oratoriensucht“ – mit unseren Chören die Gattung „a-capella-Motette“ nach und nach vernachlässigt, obwohl doch die Generation unserer Väter und Großväter nach dem zweiten Weltkrieg genau mit dieser Musik das blühende Kantorei-Wesen wieder aufgebaut hat?

Das Stellen-Problem

Es bleibt, ich muss es zugeben, das Problem mit den Stellen. Wie anfangs gezeigt, ist der Rückgang der hauptamtlichen Kirchenmusikerstellen nicht zu bestreiten. Nun habe ich aber, ehrlich gesagt, noch keinen Kirchenmusiker kennengelernt, der sich beim Arbeitsamt als Arbeitssuchender eingetragen hat. Mit etwas Flexibilität bei der Ortswahl findet bisher jeder eine Stelle, vielleicht nicht unbedingt gleich die große A-Stelle, aber doch zumindest eine, von der er leben kann. (Übrigens: die Kirchenmusikerstellen der „Aufbau-Generation“ im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts waren wesentlich schlechter dotiert als unsere heutigen Stellen; ein Hugo Distler, in Lübeck mit der St. Jacobi-Kirche mit einer durchaus bedeutenden Stelle betraut, konnte sich in den Lübecker Jahren überhaupt nur mit Klavierunterricht über Wasser halten!)

Wer nicht sofort die richtige Stelle findet, kann sich doch mit einer (zunächst nebenamtlichen) Tätigkeit so fit halten, dass er zumindest nicht den Anschluss an den Arbeitsmarkt verliert. Und wer es geschafft hat, eine der (zur Zeit noch rund 1800) Stellen zu ergattern, kann in der Regel damit rechnen, dass ihm die Stelle auch erhalten bleibt; betriebsbedingte Kündigungen „bei lebendigem Leibe“ sind nach meiner Einschätzung bisher die absolute Ausnahme.

Klar ist es, dass diejenigen Stellen am sichersten sind und bleiben, die als die so genannten „Multiplikatoren“-Stellen das Wohlwollen der Landeskirchen, Kirchenkreise und Dekanate genießen: eine Bezirkskantorenstelle, zu deren Aufgabenbereich ja in der Regel auch die Gewinn-

nung kirchenmusikalischen Nachwuchses gehört, wird mit ziemlicher Sicherheit als Letzte drankommen, wenn der Rotstift droht. Eine Gemeindestelle, deren Inhaber jede Woche Hunderte von Menschen aller Alters- und Bildungsschichten zu Chor- und Instrumentalgruppen ins Gemeindehaus holt, ist vermutlich weniger in Gefahr als die Großstadt-A-Stelle, deren Stelleninhaber seit dreißig Jahren vereinsamte Orgelverspern mit dem Gesamtwerk von Sweelinck spielt.

Germany's next Top-Kantor/in

Wie also muss jetzt „Germany's next Top-Kantor/in“ aussehen? Wenn wir, wie LKMD Gunter Kennel, der Präsident der Direktorenkonferenz, in seiner Rede anlässlich des 60jährigen Konferenzjubiläums in Hildesheim betonte, gerade angesichts des Stellenrückganges künftig nur „die Besten“ auf den Kantorenstellen brauchen – über welche Eigenschaften sollen dann die Kantorinnen und Kantoren in der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts verfügen? Ich denke, das folgende Zehn-Punkte-Programm charakterisiert die Idealeigenschaften unserer künftigen Kollegen und Kolleginnen:

- eine professionelle, über jeden Zweifel erhabene Hochschulausbildung und ein gutes Examen
- ein durch Studium und Berufserfahrung erworbenes künstlerisches Profil, das sich mit dem anderer Musik-Profis (Gymnasiallehrer, Orchestermusiker, Diplom-Musiklehrer) messen kann und durchaus auch „Schwerpunkte“ aufweisen darf
- ein gesundes Selbstbewusstsein und Durchsetzungsvermögen
- eine positive, moderne Lebenseinstellung ohne Scheu vor den Erfordernissen der Gegenwart
- eine kommunikative, teamfähige und (notfalls) kompromissfähige Grundeinstellung
- einen unerschütterlichen Glauben an die Durchsetzungsfähigkeit von Qualität in der Kunst und in der Kirche
- Belastbarkeit und Stress-Resistenz im kirchlichen und musikalischen Alltag
- eine religiöse Verankerung in der Kirche, die Kraft genug gibt, um auch gelegentlich merkwürdige kirchliche Auswüchse und Ausprägungen ertragen zu können
- eine robuste körperliche und seelische Verfassung sowie eine Prise Humor
- nach Möglichkeit: ausreichend Rückhalt in Partnerschaft und Familie in einem Beruf, der – mehr als andere – in das Privatleben mit hineinreicht.

Vieles davon kann das Studium vermitteln – manches aber auch (noch) nicht. Es wäre zu wünschen, dass wir Hochschul-Dozenten unseren Studierenden nicht nur auf die Finger, sondern manchmal auch ins Herz schauen. Das perfekte Spiel einer Bachschen Trio-Sonate mag im Hochschulbereich beeindruckende Maßstäbe setzen – in der rauen Wirklichkeit des Kantorates wird man aber damit allein noch nicht zurecht kommen, und so müssen wir alles daran setzen, nicht nur die musikalische Kompetenz und Virtuosität, sondern auch die Persönlichkeit unserer Studierenden zu formen. Meiner Ansicht nach geschieht dies am schnellsten dann, wenn wir Eigeninitiative zulassen, Ideen fördern, auf Vorschläge eingehen, uns auf Diskussionen einlassen, selbst wenn wir dadurch gelegentlich unsere eigenen Ideale hinterfragt sehen.



Kantor und Organist – immer noch die ideale Kombination?

Es bliebe nun noch ein Wort zum Thema „Spezialisierung“ zu sagen. Wir haben gesehen, dass die Anforderungen an künftige Generationen größer sein werden, dass neue Themenfelder und Arbeitsmethoden hinzukommen werden und dass vieles nicht so bleibt, wie es war. In fast allen Berufszweigen haben wir daher im Laufe der Jahrhunderte die Entwicklung zum Spezialistentum beobachten können. Es wird nicht ausbleiben, dass wir unter diesem Blickwinkel auch den Kantoren-Beruf neu durchdenken müssen.

Bisher galt bei den kirchenmusikalischen Studiengängen A und B noch das herkömmliche Doppelprinzip Kantor = Organist (das übrigens erst im 20. Jahrhundert eingeführt wurde!). Das heißt für unsere A-Absolventen, dass sie bis zum letzten Tag ihres Studiums in den beiden „Hauptdisziplinen“, nämlich an der Orgel und vor dem Chor, den höchstmöglichen Leistungsstand erreichen müssen. In welchem anderen künstlerischen Studium gibt es diese „Doppel-Belastung“?

Bachelor und Master

Nun hat sich im Zuge des so genannten „Bologna-Prozesses“, durch dessen Umsetzung europaweit eine Vergleichbarkeit der Studienabschlüsse angestrebt wird, erstmals eine andere Denkweise ergeben und mit ihr die Möglichkeit, zu einem früheren Zeitpunkt spezielle Bega-

bungen zu fördern. Das Ausbildungsprinzip des „Bologna“-Modells beruht auf den Abschlüssen „Bachelor“ und „Master“; der „Bachelor“ hat eine breite Grundausbildung, wogegen der nachfolgende „Master“ sich in einer bestimmten Richtung spezialisiert.

Auch das Kirchenmusikstudium wird sich nach und nach dieser Tendenz anschließen. Ausgehend von den Forderungen der Kultusministerien hat sich auch die Konferenz

der Leiter der kirchlichen und der staatlichen Ausbildungsstätten für Kirchenmusik vor kurzer Zeit auf entsprechenden Modell-Studienordnungen (so genannte „Rahmenordnungen“) geeinigt, die an die Stelle der bisherigen Diplom (B)-Ausbildung das „Bachelor“-Studium mit einer Gesamtdauer von 8 Semestern vorsehen und im

Rahmen des „Master-Studienganges“ (vier weitere Semester) die Möglichkeit der Spezialisierung in einer bestimmten Disziplin eröffnen. So wird es beispielsweise möglich sein, nach dem Grundstudium und dem „Bachelor“-Abschluss den „Masterstudiengang“ im Bereich Kinder- und Jugendchorleitung zu absolvieren und anschließend eine Kirchenmusikerstelle anzustreben, bei der gerade dieser Bereich vom Anstellungsträger in besonderem Maße gewünscht ist. Hier wäre auch eine gute Gelegenheit für die Hochschulabteilungen oder Kirchenmusikhochschulen, sich in bestimmten Bereichen zu profilieren! So könnte ich mir vorstellen, dass es Hochschulen geben wird, in denen ein Masterstudiengang „Kirchliche Populärmusik“ im Vordergrund steht, ebenso wie vielleicht andere, wo man die Studierenden mit dem Master „Orgelimprovisation“ anzulocken weiß.

Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben

Manche Hochschulen – im Augenblick vorrangig die staatlichen – haben den Prozess der Umstellung auf das Bachelor-Master-System bereits hinter sich. Die Hochschulen für Kirchenmusik sind im Augenblick zögerlich mit der Umsetzung, zumal sie für Bachelor- und Masterabschlüsse bisher auch noch keine Entsprechung in den Qualifikationsmerkmalen der landeskirchlichen Stellenpläne finden. Hier ist eine „konzertierte Aktion“ aller Verantwortlichen (Personalreferenten der Landeskirchen, Lan-

deskirchenmusikdirektoren, Hochschulrektoren) notwendig, damit die Gesamtsituation nicht im Chaos endet. Ich denke aber, dass die Studierenden, die jetzt einen „Bachelor“-Studiengang beginnen, bis zur ihrem ersten berufsqualifizierenden Abschluss in vier Jahren möglicherweise schon andere Voraussetzungen vorfinden werden, und ich plädiere daher an dieser Stelle nachdrücklich dafür, dass auch die sechs deutschen Hochschulen für Kirchenmusik sich auf die Reise zu „Bachelor“ und „Master“ machen. Wer bewegt sich zuerst? Gilt hier nicht vielleicht auch Michail Gorbatschows berühmter Satz „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“?

Haupt- und nebenberufliche Kirchenmusikerschaft

Es bleibt zu hoffen, dass unsere Kirche ihren Bestand an hauptamtlichen Kirchenmusikerstellen auch in künftigen Jahrzehnten trägt und weiterhin fördert. Sie wäre schlecht beraten, einen ihrer größten „Aktiv-Posten“ aufzugeben! Mit nebenamtlichen Kirchenmusikern allein ist es nicht getan – zwar ist auch ihr Ausbildungsstand mancherorts beachtlich hoch, zwar ist die C-Prüfung in den meisten Landeskirchen im Niveau wesentlich gestiegen, und es ist völlig klar, dass die überwiegende Anzahl von Stellen sowieso nur nebenamtlich betreut werden kann. Aber erstens muss ja auch irgendjemand die nebenamtlichen Kirchenmusiker ausbilden, und zweitens wird das kirchenmusikalische Repertoire ab einem gewissen Schwierigkeitsgrad immer nur von professionellen Musikern bewältigt werden können – jemand mit C-Prüfung wird wohl kaum ein dirigiertechisch anspruchsvolles Oratorium wie Mendelssohns „Elias“ dirigieren können, und bestimmte Highlights des Orgel-Repertoires sind technisch und gestalterisch ohne Musikstudium nicht erreichbar. Es wäre für mich undenkbar, dass wir als Mutterland der evangelischen Kirchenmusik einst nicht mehr in der Lage sein könnten, das komplette Segment eines überkommenen kirchenmusikalischen Repertoires – inklusive des „High-Level-Bereiches“ – abzudecken!

Conclusio

Zum Schluss einer langen Predigt pflegt man in Zitate oder gar Gesangbuchverse überzugehen. Ich möchte Ihnen, falls Sie vom langen Lesen erschöpft sind und sich angesichts der vielen künftigen Wirrnisse immer noch nicht recht trauen, in die Zukunft zu blicken, in guter alter

Kirchentradition das Wort Martin Luthers zuzurufen, der bekanntlich gesagt hat:

„Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen. Unsere Nachfahren werden's auch nicht sein; sondern der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein, der da sagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.““

Ich denke, dies können wir ebenso für die Kirchenmusik gelten lassen.



Gunther Martin Göttsche

- 1953 geboren in Bad Oldesloe/Schleswig-Holstein als Sohn einer Musikerfamilie
- 1973-1977 Studium Schulmusik, Komposition und klass. Philologie in Mannheim
- 1977-1981 Kirchenmusikstudium (A) an der Kirchenmusikschule in Berlin-Spandau
- 1981-1987 Bezirkskantor in Aalen (Württemberg)
- 1985-1987 Dirigent des „Collegium Musicum Aalen“
- 1987-1992 Landeskirchenmusikdirektor der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig und Kirchenmusiker an St. Trinitatis Wolfenbüttel
- Seit 1992 Direktor der Kirchenmusikalischen Fortbildungsstätte Schlüchtern und Organist an der Ev. Stadtkirche St. Michael Schlüchtern
- Seit 2008 auch Dozent für Orgelimprovisation an der Hochschule für Kirchenmusik Heidelberg